

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1913

47 (22.2.1913) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 16

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Dr. 16. Karlsruhe, Dienstag den 22. Februar 1913. 33. Jahrgang.

Inhalt der Nr. 16:
Wenn einer ehelich ist . . . — Sünnergucken. — Allerlei. —
Für unsere Frauen. — Literatur.

Wenn man ehelich ist — — Humoreske. Nach dem Französischen von G. Hesse.

Es ist 1/2 12 Uhr nachts. Was sind das für Gestalten, die da noch so spärlich beleuchtete Straße der Vorstadt entlangschleichen? Es ist ein älteres, friedliches Ehepaar — Herr Kentler Gubn mit seiner Gattin — er klein und dick, mit einem feinsten Bäuchlein, ein rollender Kürbis, sie lang und hager, wie eine wandelnde Bohnenstange — so wirft das Arm in Arm dahintretende Pärchen einen drolligen Schattenriff auf das Trottoir.

Herr und Frau Gubn kommen aus dem Varieté — ein Freibillet, das muß man doch benutzen! Es wurde ein blutdürstiges Schauerdrama gemimt; sechs Morde in fünf Akten, und auch Herr und Frau Gubn haben sich großartig amüsiert.

Trotzdem aber befehle sie jetzt nur ein Wunsch: ach, wären wir doch erst zu Hause! Da sie gewöhnt sind, um neun Uhr abends ins Bett zu gehen, sind sie ganz entsezt, sich so spät allein auf der Straße zu finden.

Und was für eine Straße! Auch nicht ein beleuchtetes Fenster — alles ist still und tot. Uebrigens haben die alten Häuser jetzt bei der Nacht geradezu unheimlich, gepenstisch aus — wenigstens kommt es Frau Gubn so vor.

„Ganz ähnlich wie die Deforation im vierten Akt!“ raunt sie ihm erregt ins Ohr. „Du weißt doch, Achill, der Akt, wo zwei auf einmal ermordet werden . . .“

Achill aber würdigt sie keiner Antwort. Er begnügt sich damit, die Achseln zu zuden — ein Mann, der seinem Vornamen Achill Ehre machen will, darf sich doch durch so kindliche Vergleiche nicht beeinflussen lassen, bei einem schwachen Weibe sind sie allerdings ganz begreiflich.

Doch es ist sonderbar, die Temperatur erscheint ihm auf einmal so kühl, daß er sie darauf aufmerksam macht, es sei doch wohl besser, ein wenig schneller zu gehen — wie leicht holt man sich nicht einen Schnupfen!

Frau Gubn ist dies aus der Seele gesprochen. Die beiden Gatten beschleunigen also ihr Tempo. Die Bohnenstange hüpf, der Kürbis rollt. Nach fünf Minuten aber bleibt der Kürbis atemlos stehen.

„Uff! . . . Man darf sich auch nicht in Schweiß rennen, sonst büßt man die Unvorsichtigkeit mit einer schönen Augenentzündung.“

Und er zieht sein Taschentuch hervor und wischt sich die Stirn. Frau Gubn stampft vor Ungeduld mit dem Fuß. Unruhig dreht sie den Kopf auf dem langen dünnen Hals bald nach rechts, bald nach links, während ihre kleinen runden Augen das Dunkel der Nacht zu durchbohren versuchen. Plötzlich preßt sie ihre hagere Hand frampfhaft um den Arm des Gatten.

„Achill! Ein Mensch . . .!“ haucht sie mit erstickter Stimme.

„Wo denn?“ fragte Gubn, der infolge hochgradiger Kurzsichtigkeit nicht weit zu sehen vermag.

„Ein Mensch . . . er schleicht hinter uns an den Häusern entlang . . . verfolgt uns . . . Mein Gott, es ist ein Straßentrüber!“

Achill zuckt abermals die Achseln.

„Du bist verrückt, Zilla! . . . Es ist ja nur ein harmloser Bassant wie wir. Die Straße gehört doch schließlich auch noch anderen Leuten.“

Dabei fühlt er, der brave Herr Gubn, wie ihm ein Schauer über den Rücken läuft — natürlich nur infolge

der so entseztlich kühlen Novemberrnacht. Um sich nicht zu erkälten, schlugen die beiden Gatten wieder ein Tempo an, daß nicht gerade große Ähnlichkeit mit einem hygienischen Promenieren hat. Jeden Augenblick wendet Frau Gubn den Kopf.

„Siehst Du ihn immer noch?“ fragt Herr Gubn.

„Noch immer. Er duckt sich im Schatten. Jetzt bleibt er stehen. Er blickt sich. Er nähert sich der Laterne. Er bleibt wieder stehen. O Achill, Achilles!“

Zum zweiten Mal krampf sich die Hand Zillas um den Arm ihres Gatten.

„Was denn?“

„In seiner Hand . . . etwas Glänzendes . . . ein Dolch!“

„Ein Do . . .“ stammelte Herr Gubn.

„Dolch, jawohl, ein Dolch!“ vollendete Frau Gubn zähneklappernd. „Und was für ein Gesicht! Eine wahre Galgenphysiognomie!“

Herr Gubn kennt selbstverständlich keine Furcht. Zum Teufel, er hat keine Furcht! Aber unüberlegter Mut — das ist kein Mut mehr, daß ist Tollkühnheit. Und schon macht Herr Gubn sich Vorwürfe, so tollkühn zu sein.

„Laßt uns eilen!“ entscheidet er mit männlicher Energie. „Aber eilen wir, ohne zu rennen — es darf nicht so aussehen, als hätten wir Furcht!“

Von neuem beschleunigten die beiden Gatten ihren Schritt. Jetzt stehen sie vor einer Seitenstraße, es ist die Straße, in der sie wohnen. Endlich! Sie stürzen hinein. Der schrecklicher Räuber aber . . . wird er ihnen folgen?

Frau Gubn nimmt immer größere Schritte. Von der Angst aufgeschreckt, fühlt sie die Kraft in sich, fünfzehn Kilometer die Stunde zu rennen — wenn nicht der kleine dicke Gubn gewesen wäre, der auf seinen kurzen Beinen schwitzend und keuchend neben ihr bertrottel, so gut es nur eben gehen will. So währt dieser Dauerlauf fünf Minuten. Da aber bleibt Achill, der nicht gerade Anlagen zum Schnellaufer hat, atemlos stehen und winkt, daß er nicht mehr kann.

„Was? . . . Dein Asthma?“

Herr Gubn vermag kein Wort zu sprechen — er nickt bejahend mit dem Kopfe.

„Natürlich, als ob du mit deinem Asthma nicht warten könntest, bis wir zu Hause sind!“ feist Frau Gubn, bei der die Furcht jede Spur von Logik vernichtet.

In diesem Augenblick kommt ein Schatten um die Straßenecke — der Räuber . . .

„Da ist er!“

In panischem Schrecken läßt Frau Gubn den Gatten los und will ihr Heil in der Flucht suchen. Aber sei es aus ehrlicher Liebe oder aus irgend einem anderen Grunde — Herr Gubn will seine Gattin nicht im Stich lassen und klammert sich verzweifelt an ihr Kleid. Und die Bohnenstange schiebt vorwärts, den Kürbis hinter sich herschleppend, der rollt und rollt . . .

Doch um das Maß ihrer Angst vollzumachen, erhebt sich jetzt hinter ihnen in dem Dunkel eine Stimme:

„Se! Sie da vorn! . . . Peda! . . . Pf! . . .“

Dann das Geräusch hastiger Schritte auf dem Trottoir . . . der Räuber nimmt die Verfolgung seiner Opfer an. Das ist zu viel! Der von Herrn Gubn in guter Ordnung kommandierte Rückzug verwandelt sich in eine klägliche Flucht. Bohnenstange und Kürbis laufen, als wüchsen ihnen Flügel. In panischem Galopp erreichen sie endlich die Tür ihres Hauses und ziehen an dem Griff der Schelle, als wollten sie ihn abreißen.

Doch wie entseztlich . . . die Tür bleibt geschlossen . . . das Mädchen hat einen festen Schlaf.

neil gleichermahon wie den leidenden Dieren zugute kommen könnte. Könnte! Denn es wird wohl noch manches nachrücklichen Hinweis bedürfen, ehe sich die nachgehenden Stellen bereit finden lassen werden, den schmerzstillenden Strom für das Schlachtrich zu verwenden.

Für unsere Frauen.

Weibliche Schöffen.

K. r. Im Jahre 1908 wurde dem Reichstag der Entwurf einer Strafprozeßordnung unterbreitet und im Jahre 1909 wurde auf Anordnung des Reichs-Justizamts ein Vorentwurf zu einem neuen deutschen Strafgesetzbuch veröffentlicht. An beiden Entwürfen sind auch die Frauen mit interessiert. Der erste Entwurf gelangte durch den Schluß des Reichstags im Jahre 1911 nicht zur Verabschiedung. Der zweite Entwurf dagegen ist einer dazu eingesetzten Kommission überwiesen worden. Nach der heutigen Strafprozeßordnung sind z. B. von dem Amte eines Schöffen ausgeschlossen: die Frauen, die Diensthöten, die Volksschullehrer usw. Darauf, daß die Frauen weiter von dem Amte eines Schöffen ausgeschlossen werden sollten, ging die Regierung in ihrer Begründung gar nicht ein. Nur bezüglich der Volksschullehrer hieß es, daß dem vielfach geäußerten Wunsch derselben, das Verbot ihrer Berufszugehörigkeit zu dem Amte eines Schöffen oder Geschworenen zu beiseitigen, mit Rücksicht auf die Interessen der Schulverwaltung nicht hätte entsprochen werden können. Der Entwurf sah dann vor, daß die Landesjustizverwaltung bestimmen könne, daß bei einzelnen Amtsgerichten für die Verhandlung von Strafsachen gegen Personen, die das 18. Lebensjahr noch nicht vollendet haben (Jugendliche), besondere Abteilungen gebildet werden könnten. Als Schöffen für die Jugendgerichte sollten dann auch die Lehrer, Rechtslehrer, Mitglieder von Fürsorgevereinen oder sonstige Personen, die auf dem Gebiete der Jugend-erziehung besondere Erfahrung besitzen, herangezogen werden können. Auch bei Begründung dieses Paragraphen bürdete sich die Regierung, die Frau als Schöffe etwa bei den Jugendgerichten in Vorschlag zu bringen.

Dort, wo es sich beim Strafrecht um Frauen und Jugendliche handelt, haben die Frauen ein lebhaftes Interesse daran, daß man sie nicht weiter von dem Amte des Schöffen ausschließt. Haben sich doch die Frauen selbst nach Ansicht von Richtern in der Kaiserinpfalz und als Vormünderinnen vorzüglich bewährt. Ebenso würden sich die Frauen mit dem Amte eines Schöffen abzufinden verstehen. Nach der mit dem 5. Juli 1912 in Kraft getretenen neuen Strafgesetzbuch sind entsprechende Mitberufungen gegenüber dem bisherigen Strafgesetzbuch eingeführt worden. Die aus Not begangenen Delikte, Diebstähle, Unterschlagungen von geringfügigen Gegenständen usw. sollen geringer, dagegen die Mißhandlungen von Kindern unter 18 Jahren oder von Personen, die wegen Geisteskrankheit oder Krankheit wehrlos sind, härter bestraft werden. Hiernach kann u. a. auch die Mißhandlung von Lehrlingen oder Gefangen unter 18 Jahren ohne besonderen Strafantrag verfolgt werden. Sofern solche Delikte verfolgt werden, ist es sehr angebracht, ja notwendig, auch die Frau bei der Beurteilung dieser Vergehen als Schöffe mit hinzuzuziehen.

Was nun den Vorentwurf zu einem neuen deutschen Strafgesetzbuch anbetrifft, so soll nach demselben das straffähige Alter von 12 auf 14 Jahre heraufgesetzt werden. Heute beträgt das straffähige Alter 12 Jahre. Gegen Kinder unter 12 Jahren können aber nach Maßgabe der landesgesetzlichen Vorschriften die zur Besserung und Beaufsichtigung geeigneten Maßregeln durch event. Unterbringung in einer Familie, Erziehungs- oder Besserungsanstalt auf Beschluß des Vormundschaftsgerichts getroffen werden. Ein Angekluldigter, welcher dagegen das 12., aber noch nicht das 18. Lebensjahr vollendet hat, ist, wenn er wegen einer strafbaren Handlung angeklagt wird, freizusprechen, wenn er nach Ansicht des Gerichts die zur Erkenntnis ihrer Strafbarkeit erforderliche Einsicht nicht besaß. Da die meisten von Jugendlichen begangenen Delikte vor den Schöffengerichten zur Beurteilung gelangen, dieses Gericht aber aus einem Richter und zwei Schöffen zusammengesetzt ist, so könnten die Frauen gerade hier als Schöffen wirksam mit eingreifen. Einwendungen etwa, die Frau würde noch nicht reif zum Amte eines Schöffen sein, können als stichhaltig nicht anerkannt werden. Dies umso weniger, als ja gerade die Regierung bei Einbringung des Vereinsgesetzes in der Begründung darauf hinwies, daß die Teilnahme der Frauen an öffentlichen Angelegenheiten eine erhebliche Steigerung erfahren habe und ihre Betätigung sei nicht nur im Handel, im Gewerbe und in der Industrie, sondern auch im übrigen öffentlichen Leben in aufsteigender Bewegung begriffen. Dem stimmen wir ohne weiteres zu und können deshalb erst recht nicht einsehen, weshalb man die Frau von der

Staatsbürgerpflicht weiter ausschließen will. Aus diesem Grunde muß gerade jetzt, wo dem Reichstage der Entwurf eines Gesetzes betr. das Strafverfahren gegen Jugendliche vorliegt, nicht allein die Zulassung der Frauen als Schöffen bei den Jugendgerichten, sondern bei den Schöffengerichten überhaupt mit allem Nachdruck gefordert werden. Namentlich bei den Jugendgerichten ist die Mitwirkung der Frauen dringend notwendig. Dies gilt z. B. bei Abgabe eines Gutachtens über den Jugendlichen, Übernahme der Schuttpflicht über ihn usw. Das Urteil einer Frau, die mitten im wirtschaftlichen Leben steht, die, sofern es sich um eine Arbeiterfrau handelt, die Leiden, Not und Sorge der breiten Masse am eigenen Leibe erfahren hat, wird oft anders ausfallen, als das eines Mannes, dem Not und Elend böhmische Dörfer sind.

Nun, ihr Frauen, in einigen Tagen habt ihr anlässlich des Frauentages wieder einmal Gelegenheit, eure Forderungen an den Staat und die Gesellschaft zu erheben. Vergeßt dabei die Staatsbürgerpflicht nicht und erhebt laut und deutlich die Forderung auf Einstellung weiblicher Schöffen. Die Lösung der Frauen muß sein: „Wir wollen Schöffen sein, namentlich dort, wo es sich um das Wohl und Wehe der Jugendlichen handelt dort muß der Einfluß der Frauen mit zur Geltung kommen.“

Die Mutter als Erzieherin. Soeben ist im Verlage von J. S. W. Dieck Nachf. in Stuttgart erschienen: Die Mutter als Erzieherin. Kleine Beiträge zur Praxis der proletarischen Haus-erziehung von Heinrich Schulz. Dritte, unveränderte Auflage.

Der Verfasser, Mitglied des Bildungsausschusses der Partei und Lehrer an der Parteischule, schreibt im Vorwort über die Sammlung u. a.: Nicht gelehrte Abhandlungen über erzieherische Probleme will das Büchlein der proletarischen Mutter, für die es in erster Linie bestimmt ist, darbieten, sondern kurze, einfach gehaltene und leichtverständliche Ratsschläge und Winke aus der Praxis der häuslichen Kindererziehung für die Praxis.

In einem euphorischerweise ständig wachsenden Maße sucht das proletarische Elternhaus seinen erzieherischen Pflichten gegenüber der heranwachsenden Generation gerecht zu werden. Der klassenbewußte Arbeiter ist eingedenk des Wortes: Der Jugend gehört die Zukunft. Da ihn aber hohe Ideale für die Zukunft vorantreiben, Ideale, für die er selbst kein bestes Wollen und Können einsetzt, so hat er zugleich den lebhaftesten Wunsch, eine Generation heranwachsen zu sehen, der er den Ausbau und die Verwirklichung seiner Ideale mit ruhiger Zuversicht anvertrauen kann. In der Volksschule des heutigen Klassenstaates wird die proletarische Jugend in einer dem Elternhaus feindlich gestimmten Denkweise beeinflusst; darum ist die erzieherische Aufgabe des proletarischen Vaters und der proletarischen Mutter doppelt ernst und schwer. Ihnen beiden, besonders aber der Mutter, der die Hauptarbeit der Erziehung obliegt, diese Aufgabe ein wenig zu erleichtern, ist der Zweck dieses Büchleins.

Die kleine Schrift soll als eine Art „Mutterbrief“ zum gelegentlichen Nachschlagen und zum Herumblättern in einer nachdenklichen Stunde dienen. Möge sie der proletarischen Mutter in ihren erzieherischen Sorgen und Nöten eine gerne angenommene Freundin und Ratgeberin werden.

Der Verlag hat zwei Ausgaben herstellen lassen, eine far- tonierte und eine Ausgabe im Geschenkeinband.

Die far-tonierte Ausgabe kostet 50 Pf., die Ausgabe im Geschenkeinband 75 Pf.

Das Büchlein eignet sich ganz vortrefflich als Festgeschenk.

Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

(Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Parteibuchhandlung bezogen werden.)

Zur kolonialen Eisenbahnfrage bringt das soeben erschiene Heft der illustrierten Halbmonatschrift „Das Wissen“ einen durch Kartenstücken erläuterten ausführlichen Beitrag aus der Feder des Hauptmanns a. D. Wintler. Besonders Interesse dürften ferner die Ausführung Paul Walters über die ersten Kunst-Bücher mit seltenen Abbildungen — Fausts Höllen-zwang in der Volksfage — erwecken. Das im Juniern Africas entdeckte zoologisch außerordentlich interessante Ophi, ein Antilopenzebra, wird in der erwähnten Nummer ebenfalls beschrieben und abgebildet. Aus der reichhaltigen Mundschau sei eine Abhandlung über die Farbe des Seewassers, über altgermanische Kunst, über Sinnestäuschungen nebst vielen anderen besonders hervorgehoben. Die in immer weiteren Kreisen geschätzte Zeitschrift wird an die Mitglieder der Vereinigung „Die Wissenschaft für Alle“ unentgeltlich geliefert. Wegen Mitgliedschaft wende man sich an die Geschäftsstelle der Vereinigung, Berlin W. 9, Potsdamerstr. 124/125.

Die beiden Ehegatten (von einer kalten Wessertage zwischen den Hüften — mit dünner Wollschleier kreist die Zilla auf und schillert unterstüht sie im tiefsten Waf: „Zu Hilfe! . . . Räuber! . . . Mörder! . . .“

II.

Salzwölz Uhr nachts. Durch die menschenleere, schlecht beleuchtete Vorstadtstraße wanderte Hannes Lumpig. Die nackten Füße in durchlöchernten Schuhen, den Kragen des abgetragenen Rockes in die Höhe geschlagen, um das Fehlen des Hemdes zu verbergen, auf dem Kopfe eine formlose, zerdrückte Mütze — so irrte der arme Teufel in den Straßen umher und dachte daran, daß er schon seit einem Tage nicht gegessen und daß es ihm am nächsten Tage wohl kaum besser gehen würde — schon seit zwei Monaten war Lumpig ohne Arbeit. Vor ihm auf dem Trottoir zeichneten sich die Schatten von Herrn und Frau Huhn ab. Lumpig ließ seinen gleichgültigen Blick über das Paar irren.

„Wohlhabende Diebälge“, murmelte er, „die nach Hause gehen und sich ins warme Nest legen. Diese Glückspilze!“ Und philosophierend fügte er hinzu: „Es gibt Leute, die förmlich im Geld wühlen, und andere, die keinen roten Heller in der Tasche haben . . . Es gibt Leute, die alle Tage in Hülle und Fülle essen können, und wieder Leute, die verzweifelt am Hungertuch nagen. Aber das muß ja wohl so sein, damit die Erde sich nicht etwa verkehrt dreht. Immerhin — eine schändliche Welt ist es doch! Uebrigens aber finde ich morgen doch vielleicht irgendwo Arbeit!“

In dieser Hoffnung setzte Lumpig seinen Weg nach den Vorstadtgärten fort, um sein Nachtlager zu erreichen — einen verlassenem Hünerstall in einer einsamen Gegend.

Plötzlich stieß er mit dem durchlöchernten Schuh an etwas Hartes — er bückte sich, hob den Gegenstand auf und näherte sich einer Laterne, um seinen Fund zu prüfen.

Doch was war das . . . ? „Ein Armband — aus massivem Golde!“ flüsterte er überrascht, das Schmuckstück betrachtend, das in dem Laternenlichte funkelte und blinkte. „Es muß recht teuer sein, das Ding da . . .“

„Ein Armband — aus massivem Golde!“ flüsterte er überrascht, das Schmuckstück betrachtend, das in dem Laternenlichte funkelte und blinkte. „Es muß recht teuer sein, das Ding da . . .“

„Es verkaufen! In deinen zerfetzten Kleidern und seit vierzehn Tagen nicht mehr rasirt? Du denkst doch wohl nicht im Ernst daran, Hannes Lumpig! Der erste Juwelier, dem du es anbietest, wird dich als Dieb hinter Schloß und Riegel bringen lassen.“

„Das ist wahr!“ gab Lumpig zu. Und sich hinter dem Ohr kratzend, fügte er hinzu:

„Es ist eine dumme Geschichte. Aber was soll ich denn sonst damit anfangen?“

Da fiel sein verträumter, eine Idee suchender Blick plötzlich auf Herrn und Frau Huhn. „Gott sei Dank!“ murmelte er aufatmend. „Die große Frau da vorn mit dem dicken Mann wird das Armband soeben haben lassen. Ich gebe es ihr ganz einfach wieder. Sie werden mir immerhin eine Belohnung geben — dann habe ich doch wenigstens etwas!“

Gedacht, getan — Lumpig verjuchte das Paar einzuholen, das ihn sicherlich mit Dankesbezeugungen und einigen Markstücken überhäufen würde. Doch wir wissen, Herr und Frau Huhn waren keineswegs geneigt, auf ihn zu warten — sie liefen in aller Eile davon. Lumpig beschleunigte seinen Schritt — Herr und Frau Huhn verdoppelten ihre Geschwindigkeit — Lumpig gleichfalls. Bald setzte sich das Ehepaar sogar in Trab. Da aber wurde Lumpig aufgebracht:

„Hel Sie da, Sie da vorn! Heda!“

Wir wissen, wie dieses Rufen aufgenommen wurde — wie Hufen die beiden Ehegatten berstend. Lumpig war davon nicht sehr erbaut — wo blieb sein Funderlohn? Wollten diese Spitzbuben sich vielleicht verdunsten und ihn um den ehrlich verdienten Funderlohn vrellen? Da sollte

sein doch ein Donnerwetter dreinschlagen! Lumpig wollte seinen Funderlohn haben! Es war sein gutes Recht . . . Und immer gereizter verfolgte er die Flüchtlinge, die er auch ohne besondere Mühe erreichte. Doch als diese wie Bessene um Hilfe zu brüllen begannen, blieb er verduht stehen.

Sie sind verrückt, sagte sich Lumpig, dem es nicht in den Kopf wollte, daß die Zustellung eines verlorenen Gegenstandes ein solches Entsetzen wahren könnte.

Zum Glück wachte die Polizei. Aus einer Nachbarstraße stürmte sie im Kaufsüchtigen auf die Bildfläche — in Gestalt von zwei Schutzleuten, die sich auf den vermeintlichen Mordbuben stürzten und ihn beim Kragen packten, während Frau Huhn mit einem verzweifelten Schrei in Ohnmacht fiel und Herr Huhn, hinter seiner Gattin verschauzt, den Regenschirm auf und ab laufen ließ, wie ein Windmühlensflügel.

Ehe er sich versah, war Lumpig gefesselt und zur Wache geschleppt.

„Na, Sie alter Sünder, da haben wir Sie ja endlich einmal erwischt!“ bemerkte triumphierend der Kommissar, indem er ihm das Armband aus der Sand riß.

„Mr. Kengnen dürfte jetzt wohl vergeblich sein . . .“

„Aber ich bitte Sie, Herr Kommissar, mein Funderlohn . . .“ wollte Lumpig erklären.

Er konnte nicht vollenden — die Tür der Zelle hatte sich bereits hinter ihm geschlossen.

III.

Heute spielt Herr Huhn sich als Held auf. An dem Stammtisch, den er allabendlich von fünf bis sieben Uhr zu besuchen pflegt, um vor dem Abendessen seinen Stak zu dreschen, erzählt er mit Vorliebe den Hergang seines Kampfes mit einem bis an die Zähne bewaffneten Straßendäuber, der ihn eines Nachts angefallen, als er mit Frau Huhn aus dem Variete kam. Er verhehlt keineswegs den Mut und die erstaunliche Kaltblütigkeit, die er bewiesen, und jedesmal entdeckt er bei dem Raubmordversuch eine neue, sensationelle Einzelheit. Bald wird Herr Huhn der festen Ueberzeugung sein, da er allein, ohne die Hilfe eines Schutzmannes, eine ganze Bande von Mordgejellen zur Wache getrieben hat.

Und Hannes Lumpig? Lumpig wurde selbstverständlich verurteilt. Es waren ja alle Merkmale des Tatbestandes unwiderleglich gegeben. Die lächerlichen Ausflüchte, die seine Unschuld beweisen sollten — was wollten sie bedeuten angesichts der Tatsache, daß man im Augenblick der Verhaftung das Armband bei ihm gefunden? Da aber sein Strafregister noch keine Eintragung aufwies, erhielt Lumpig mildernde Umstände zugestimmt und kam mit vier Monaten Gefängnis davon.

Hungerqualen.

Aus: Riffelisen, Ein artistischer Robinson.

(Brockhaus, Leipzig, geb. 10 Mk., auch 18 Lieferungen à 50 Pfg.) Es ist ein prachtvoller Morgen, still und klar, allein wir haben anderes zu tun, als schöne Sonnenaufgänge zu bewundern. Jetzt, da wir zu sehen imstande sind, sehen wir unsern Weg rascher fort, denn bis zum Danmark-Gafen ist es noch sehr weit. Nur alle zwei Stunden halten wir inne, um kurz zu rasten. Wenn es auch herrlich ist, auf dem Rücken zu liegen und die Glieder zu strecken, so werden diese wenigen Minuten des Friedens doch durch den Gedanken an die Qualen gestört, die uns bevorstehen, bis wir wieder in Gang kommen und die Steifheit aus den Gliedern gearbeitet haben. Vor allem die geschwollenen Knöchel schmerzen fürchterlich infolge der vielen Verrenkungen, denen sie zwischen den großen Steinen unaufrührlich ausgesetzt sind.

Es steht schlimm mit den schmerzenden Füßen; sind wir aber erst in Bewegung, so geht es einigermäßen. Schlimmer ist es mit dem Hunger, der mit jeder Minute zunimmt und physische Schmerzen verursacht. Ich kann immer nur an Essen denken. Anfangs weilen meine Gedanken mit Sehnsucht bei der Erinnerung an verschiedene

Spezies, allmählich aber verdrängt der Gedanke an Butterbrot sie alle. Warum es heute gerade Butterbrot sein muß, weiß ich nicht, denn in den letzten Tagen war es vor allem ein ungeheuer großes Beefsteak, das meiner Phantasie als Inbegriff allen irdischen Glücks vorgegaukelt hatte. Heute jedoch ist es, wie jagt, Butterbrot, das mir als das Begrenzungspunkt auf Erden erscheint. Besonders an die Pakete mit Nahrungsmitteln muß ich denken, die ich Vetter oft erhalten sah, und der Gedanke an die Geringfügigkeit, mit der die meisten dieser Pakete eine solche Gabe betrachten, die zu besitzen ich meinem gegenwärtigen Zustand Jahre meines Lebens geben würde, verlegt mich in wahre Wut. Auch an die schönen weißen kleinen Frühstückspakete muß ich denken, die ich von meinen Schultagen her so gut kenne, und der Gedanke daran erfüllt mich in einem Maße, daß ich vergeffe, wo ich bin und mir schließlich einbilde, in Kopenhagen umherzuwandern und eifrig nach einem dieser Pakete zu spähen, die ich in besseren Tagen bisweilen auf der Straße liegen sah. Und plötzlich erblicke ich was ich suche — ein kleines, weißes Paket, es liegt ein wenig rechts vor mir; es kann offenbar nichts anderes enthalten als Butterbrot! Schleunigst will ich zu ihm hinein und es aufheben, bevor ein Konkurrent es entdeckt; doch da stößt mein Fuß an einen Stein, der mich auf peinliche Weise daran erinnert, daß ich in Grönland bin und daß Kopenhagen und Butterbrote unendlich fern sind. In Ueberens großer Verwunderung bin ich nach rechts abgelenkt, und vor mir liegt ein kleiner, weißer Stein, leuchtend im Sonnenlicht — — — Ach nein, diesmal war es nichts Ekstas! Ich spanne meinen Riemen also fester und gehe wieder längs der Küste weiter. Doch die lockenden Pakete wollen mir nicht aus dem Sinn! Es währt nicht lange, so bin ich abermals auf Abwegen und ertappe mich dabei, wie ich wieder vom Kurs abweiche, um Jagd auf einen kleinen weißen Stein zu machen, in dem seligen Glauben und der sichern Ueberzeugung, mich diesmal nicht zu täuschen, sondern wirklich ein Paket Ekstas zu sehen.

Daß es Iversen nicht besser geht als mir, ist klar; denn ich merke, daß er häufig stehen bleibt, und wenn ich mich umwende, um zu sehen, was im Wege ist, beobachte ich, wie er einen großen Stein einer gründlichen Untersuchung durch das Fernglas unterzieht, es jedoch fopschüttelnd gleich wieder absetzt. Ich frage mehrmals, ob er etwas von Interesse sehe, und erhalte stets die Antwort, er habe geglaubt, eine Probantfiste zu sehen, aber bei näherer Untersuchung habe sich herausgestellt, daß es ein großer Stein sei. Bald höre ich auf zu fragen, denn es ist allzu peinlich, und ich weiß ja, was zu sehen er sich einbildet.



Allerlei.

Ein wertvoller Plan von Alt-Mannheim wurde, wie das „Heidelb. Tagbl.“ kürzlich in einem verhaubten Kasten in den Heidelberger städtischen Sammlungen wieder entdeckt. Es handelt sich um ein Original-Manuskript des berühmten Holländers Karl Franz von Douven und gibt ein anschauliches Bild Mannheims aus der Regierungszeit Karl Philipps um 1730 wieder. Das Bild wurde von einem hiesigen Antiquar auf 6000 Mk. geschätzt, doch dürfte der Liebhaberwert weit höher sein und es wurden bereits 10—20 000 Mk. genannt. Das Manuskript wurde zur Restauration nach Berlin an die Firma Schweidler geschickt und soll in nächster Zeit dem Publikum in den städtischen Sammlungen zugänglich gemacht werden. Die städtischen Sammlungen beachtlichen nicht, das für die Mannheimer Lokalgeschichte so wertvolle Blatt zu verkaufen. Es hat Langfolio-Format und ist 1,75 Meter lang.

Das seltsame Surren der Telegraphenstangen ist, wie die Minerva mitteilt, von dem amerikanischen Professor A. Field (Ottawa) zum Gegenstand eingehender Studien gemacht worden. Man hatte lange geglaubt, daß man dieses Geräusch auf die Vibrationen der Telegraphendrähte durch die Wirkung des Windes und des Luftzuges zurückzuführen habe, aber diese Annahme wird durch die Tatsache erschüttert, daß das Surren auch bei völliger Windstille andauert. Manche Forscher haben dann einen gewissen Zusammenhang zwischen dem Surren der Telegraphenstangen und den atmosphärischen Verhältnissen angenommen und suchten das Geräusch durch die ständige Zusammenziehung und Ausdehnung der Drähte zu er-

klären, also als eine Folge der Witterungsveränderung bezw. der Temperaturveränderungen. Aber auch diese Theorie hat ihre Mängel, weil zu jeder stärkeren Ausdehnung oder Zusammenziehung der Drähte so starke Temperaturveränderungen nötig wären, wie sie kaum vorkommen. Professor Field will nun bei Untersuchungen festgestellt haben, daß die Telegraphenstäbe barometrische Eigenschaften besitzen und als primitiv, aber recht zuverlässige Wetterpropheten benutzt werden können. Es hat sich, so meint er, gezeigt, daß das Surren keine Stärke und seinen Charakter oft verändert, und aus diesen Veränderungen ergeben sich in Bezug auf die kommende Witterung Schlüsse, die durch die Erfahrungen und Beobachtungen darnach vollst. bestätigt wurden. So kann man bei einem dumpfen Surren mit Sicherheit annehmen, daß innerhalb der nächsten zwei Tage ein starker Witterungsumschlag eintreten wird. Ist das Surren dagegen hell, scharf und sehr deutlich, so steht ein Witterungsumschlag schon für die nächsten Stunden bevor. Professor Field führt dieses Phänomen auf akustische Vibrationen der Telegraphendrähte zurück; die Vibrationen werden der Drähte aus der Erde durch die Füße übermittelt und sind ein Ausfluß der charakteristischen Vibrationen der Erdoberfläche, die von den Seismographen registriert werden. Die Telegraphenstangen werden auf diesem Wege sozusagen zu Barometern, deren sich jeder Vorübergehende mißlos bedienen kann.

Der „weiße Sklavenhandel“ in Newyork. Einen jurchbaren Einblick in den Umfang und in die Einzelheiten des Newyorker Mädchenhandels gibt ein Bericht, der jetzt von S. S. London veröffentlicht worden ist und in Amerika das größte Aufsehen erregt. S. S. London hat im Auftrage der Regierung eingehende Nachforschungen nach dem Wesen dieses skandaliöse betriebenen Handels mit „weißen Sklavinnen“ angestellt; er stellt auch in Beziehung zu dem kürzlich von Modestler begründeten Institut zur Bekämpfung des Mädchenhandels. Aus dem Einzelheiten des Berichts geht hervor, daß die „Sklavenhalter“, fast ausschließlich Männer, durch die Ausnutzung ihrer Opfer und durch Verkäufe im Jahre nicht weniger als rund 240 Millionen Markt verdienen. Die Zahl der in Newyork weisenden „Sklavinnen“ wird auf 265 000 geschätzt. „Diese Mädchen werden regelrecht vertriegelt; als Käufer treten die Besitzer zweifelhafter Häuser auf, die die „Ware“ beschlügen und sich dann gegenseitig überbieten. Wenn das Publikum alle die grauenhaften Tatsachen dieses Handels kennen würde, würde eine allgemeine Empörung diesen Schandfleck der Zivilisation mit einem Schläge tilgen. 95 Prozent der Mädchen, die in Newyork verschwinden und von der Polizei als verschollen angesehen werden, sind die Opfer dieser Sklavenhalter. Newyork allein beherbergt ihrer mehr als die ganzen übrigen Vereinigten Staaten. Die Verdienstmöglichkeit, die sich durch den Besitz oder die Ausnutzung einer weißen Sklavin eröffnet, beträgt in Newyork im Jahre ungefähr 10 000 Mk. und in anderen Teilen der Union, wo Mädchen seltener sind, 20 000 Mk. Aus dem Umstande werden Frauen zu Hunderten eingeführt und die Verdienstmöglichkeiten, die sie den Unternehmern bieten, sind so groß, daß man diese Sklavinnen erster oder zweiter Klasse reifen läßt, um Schwierigkeiten mit den Einwanderungsbehörden zu vermeiden. Und ähnliche Verhältnisse herrschen auch in Europa, die Polizei allein ist überall dagegen machtlos.“

Berminderung der Schlachthausqualen. In der „Berliner Allm. Wochenschrift“ berichtet Dr. Nagelschmidt über eine neue, von ihm erzeigte Stromart, die bei ihrer Anwendung — je nach dem Orte, an dem der Strom eintritt — eine völlige Aufhebung der Schmerzempfindung oder des Bewußtseins bewirkt.

Bei entsprechender Stromstärke und bei geeigneter Anbringung der Elektroden konnte am Arm und an der Hand die Schmerzempfindung vollkommen ausgeschaltet werden; die Empfindungslosigkeit war so stark, daß tiefe Nadelstiche und operative Eingriffe nicht mehr gespürt wurden. Nur die Berührungsempfindung blieb zum Teil erhalten. Noch auffallender war die schlafmachende Wirkung, die vorderhand allerdings nur am Rücken und Händen nachgewiesen wurde. Ließ man den Strom am Gehirn eintreten, so erfolgte eine vollständige Narose, die beliebig lange aufrecht erhalten werden konnte.

Es scheint darnach, daß man einen neuen Narkotikum für die leidende Menschheit auf der Spur ist. Aber gleichzeitig würde durch diese wissenschaftliche Entdeckung auch ein Weg gewiesen sein, wie man den Qualen der Schlachthäuser ein Ende bereiten könnte — dadurch, daß man ihnen im Zustand der Narose den Tod gibt. Denn es besteht kein Zweifel, daß auch die vollkommensten Narkotika bei Schlachthäusern Grausamkeiten nicht ausschließen. Tiere aller Art müssen täglich in den Laboratorien der Gelehrten ihr Leben einbüßen, sich Krankheiten einimpfen, sich vivisizieren lassen — um so erfreulicher ist es, daß von einem solchen Laboratorium aus auch einmal eine Entdeckung den Weg findet, die der leidenden Mensch-